Nach zwanzig Jahren.

Eine wahre Begebenheit nacherzählt von Maurus Jokai.

Fünf oder sechs Jahre mochte ich allein sein, als in unserem Städtchen eine große Unterhaltung veranstaltet wurde, zu welcher mehrere Familien die Vorräthe lieferten und die in einer —chen Sprache „Piknik" genannt wird.

Ich wurde zu der Festlichkeit mitgenommen, da, wie man mir sagte, dort noch andere Kinder in meinem Alter sein würden, mit denen ich mich unterhalten und auch tanzen könnte.

Ich aber konnte die mit mir gleichaltrigen Kinder nicht ausstehen und vor dem Tanzen hatte ich eine wahre Abscheu. Ich sah es nicht einmal gerne mit an, da mich der Anblick dieser durch einander wirbelnden Gestalten, die an meinen Augen vorüberrasten, als wären sie alle miteinander toll geworden, gleich schläfrig machte.

Hingegen brachte mich der Gedanke schier zur Verzweiflung, daß ich mit einem kleinen Mädchen in meinem Alter dort vor Aller Augen auch zu tanzen anfangen sollte, als wäre ich ebenfalls verrückt geworden, während es andererseits gegen mein Ehrgefühl gewesen wäre, mit meinem Altersgenossen „Blindekuh" oder „Haschemännchen" zu spielen. Ich begab mich demnach in ein Zimmer, in welchem Karten gespielt wurden; dort verzog ich mich hinter den Rücken eines Spielenden und sah es voll Interesse mit an, wie die Karten vertheilt, die Trümpfe behoben und mit denselben geschlagen wurde; am liebsten hätte ich die Hände voll Trümpfe bekommen, um alle Karten damit zu schlagen, damit gar Niemand eine behalten könne. Doch wenn es dazu kam, Geld einzuziehen oder auszufolgen, so entsprach das meinem Geschmacke schon nicht; ich wäre sicherlich in Weinen ausgebrochen, ob ich nun gewonnen oder verloren hätte, einmal über meinen eigenen, dann wieder über den Verlust eines anderen und ich konnte nicht genug über die Kaltblütigkeit dieser Leute staunen, die das Alles ohne Weineu über sich ergehen ließen.

Als es Nachtmahlzeit geworden, brachte man mir nach langem Umherſuchen einiges Naschwerk, denn wenn man hätte warten wolleu, bis ich freiwillig in den Speisesaal gegangen wäre, so wäre ich trotz der großen Schmauserei schön hungrig und durstig geblieben.

Darauf setzte man sich wieder zu den Spieltischen nieder; die Herren waren jetzt bereits viel gesprächiger und fuchtelten mit den Karten schon viel mehr herum, als vor dem Abendessen.

An einem Tische saßen vier Officiere—lauter heitere, lustige Männer. Ueberhaupt waren in unserem Städtchen die Officiere die gesellschaftlichen Tonangeber; auch im Tanzsaal bildeten sie die überwiegende Mehrzahl. Ich weiß außerdem, daß die Damen die Uniformen ganz besonders auszeichneten und daß hierob auch ein kleiner Wettstreit über die Vorrechte der bürgerlichen und militärischen Courmacher entbrannt war.

Unter den vier spielenden Officieren befand sich ein wohlbeleibter, bicker, gut gebauter Major, der ein so liebes, gutes Gesicht hatte. Ohne zu wissen weshalb, wünschte ich im Stillen immer, dieser möchte doch von den übrigen gewinnen, obgleich er mir gerade so fremd war, wie die anderen. Ich stellte mich darum auch stets hinter seinen Rücken, da ich mir einbildete, daß er gewinnen müsse, wenn ich in seine Karten blicke, trotzdem sie ein so verwickeltes Spiel spielten, daß ich es vielleicht noch heute nicht zu erlernen vermöchte. Alle vier hatten die Hände voll Karten, bei jedem Ausspicken wurde etwas angesagt, bei jedem Stiche etwas mit Kreide auf eine Tafel notirt und nach jeder Partie über etwas gestritten, wovon ich kein Wort verstand. Wenn der dicke Major im Vortheil war, so erkannte ich dies daran, daß er ein Lied zu singen begann, dessen Refrain lautete: „Fidelim, lillam, fidelim!"

Allmälig machte mich die Sache derart schläfrig, daß ich mich kaum auf den Füßen zu erhalten vermochte. Meine Augen brannten von dem Tabaksrauch, im Kopfe ward es mir ganz schwindlig von der dummen Tanzmusik und von dem Anblicke dieses unbegreiflichen Kartenspiels; ich zog mich also in eine Ecke zurück, auf einem Sopha waren Herrenkleider übereinandergethürmt und ich lehnte mich gegen den ganzen Haufen mit dem festen Entschlusse, dort stehen zu bleiben und keinen Preis der Welt einzuschlafen. Tort brummte mir noch eine Weile einiges im Kopfe herum, die tiefen Töne der Baßgeige, die schrillen Töne der Klarinette, die einzelnen Worte: „Trumph! Trumph!" und dergleichen mehr, bis ich auf einmal hinfiel, eine Menge Röcke und Mäntel mit mir riß und friedlich auf der Erde liegend einschlief.

Der Schlaf der Kinder ist ein ruhiger, glücklicher, da sie nicht einmal durch Träume geplagt werden.

Auf einen Augenblick wurde ich aufgeweckt, Jemand suchte seinen Ueberrock und aus Dankbarkeit, daß er ihn gefunden, schlenderte er noch ein Dutzend Mäntel auf mich, wodurch ich in einen noch tieferen Schlaf versank.

Plötzlich ward ich durch ein wüstes Geschrei aufgeweckt. Als ich den Kopf unter den auf mir liegenden Kleidungsstücken hervorstrecke, gewahre ich voll Schrecken, daß an dem Tische, an welchem die vier Officiere sitzen, jetzt nicht mehr gespielt wird;—einer der Officiere, ein kleiner brünneter Mann, machte einen ganz heidenmäßigen Spektakel, er sei beleidigt worden und er fordere Genugthuung.

Bis zur Stunde hatte ich noch niemals einen zornigen Menschen gesehen, und bei uns zu Hause pflegte man nicht böse zu sein. Wenn Jemand mir so schreien und zanken würde, — ich glaube, ich müßte vor Entsetzen auf der Stelle sterben, ohne daß man mich zu schlagen brauchte.

Und mit wem er schrie, war gerade der bereits erwähnte gut gelaunte, dicke Major, der auch jetzt noch so gut gelaunt war, wie bisher, und über das Wüthen und Toben des jungen Offiziers blos lachte.

Dieser lärmte aber immer fort, daß dies Blut fordere, daß dafür Genugthuung geleistet werden müsse. Im Zimmer befand sich außer den vier Officieren Niemand mehr; ein Paar alte Herren waren gleich bei Beginn des Streites hinausgeschlichen und hatten die Vier allein zurückgelassen. Ich getraute mich nicht unter den Mänteln hervorzukriechen, und sah Alles genau mit an. Allein geblieben, verschlossen sie zu beiden Seiten die Thüren, schoben die Tische hinweg, stellten die Kerzen auf die Schränke und inzwischen hatten der Major und der junge Mann die Waffenröcke abgelegt und die Hemdsärmel auf geschürzt, worauf jedem ein Degen in die Hand gegeben wurde. Noch immer fummte der Major wohlgemuth vor sich hin: „Fidelim, lillam!"

Voll Entsetzen sah ich das Alles mit an; ich erkannte, daß die sich jetzt gegenseitig umbringen wollten.

Ich wäre gern davon gerannt, doch fürchtete ich, daß sie auch mir etwas zu Leide thun würden. Anfänglich versteckte ich den Kopf unter den Mänteln, doch ward es mir da noch unheimlicher zu Muthe, weil ich nichts sah und nichts hörte, und so schlug ich die Augen langsam wieder auf.

Eine Weile war Alles ruhig: die Gegner standen mit ausgestreckten Armen einander gegenüber, zuweilen nur zuckten sie blitzend die Degen, als wollten sie sich gegenseitig erschrecken, plötzlich aber begann der brünette Offizier heftig gegen den Major auszulegen, der die Hiebe lächelnd parirte und dabei „Fidelim, lillam!" summte. Nur zuweilen, wenn sein Gegner zu heftig auf ihn eindrang, trieb er ihn leicht zwei Schritte zurück. Er hätte ihm wohl zehn Mal schon Hände und Füße abfäbeln können, doch schien es, als wolle er blos spielen mit ihm; und „Fidelim, lillam, fidelim!" bis er ihm plötzlich mit solcher Gewalt den Degen aus der Hand schlug, daß er klirrend auf einen Schrank emporflog.

Jetzt traten die beiden anderen Offiziere dazwischen und erklärten, daß der Kampf nunmehr beendet; — sie frugen die Gegner, ob sie befriedigt seien, worauf diese bejahend antworteten, sich gegenseitig die Hände reichten und sich miteinander versöhnten.

Die zwei Sekundanten öffneten hierauf die Thüren und nachdem sie den beiden Duellanten empfohlen hatten, nach Hause zu gehen und sich nicht vor den Gästen zu zeigen, begaben sie sich in den Tanzsaal, in welchem der Cotillon jedermann vollständig in Anspruch nahm, so daß gar niemand von dem Kenntniß hatte, welches soeben vor sich gegangen, bis die beiden Sekundanten einigen Bekannten von demselben Mittheilung machten. Sie durften dies ungescheut, da sich nichts ereignet hatte, dessentwillen man es hätte verheimlichen müssen.

Ich hatte nach dem Schauspiele, welches ich mitangesehen, keine Lust mehr, weiterzuschlafen. Ich getraute mich noch immer nicht, meinen Platz zu verlassen und wollte warten, bis die zurückgebliebenen beiden Duellanten sich angekleidet und entfernt hätten.

Der kleine Premierlieutenant war zuerst fertig; er empfahl sich von dem Major, wünschte ihm höflich gute Nacht und ich sah ihn zu der auf den Hof führenden Thür hinausgehen. Der Major war noch damit beschäftigt, seine Uniform zuzuknöpfen, wobei er sein „Fidelim, Lillam!" summte.

In diesem Augenblick wurde die Thür des Tanzsaales geöffnet. Und was sich jetzt zutrug, steht noch heute so klar und deutlich vor meinen Augen, als wäre es gestern geschehen, daß ich die Gesichter und den Ort bis in die kleinsten Details zu beschreiben im Stande wäre.

Ein blonder, blatternnarbiger Mann mit einem Augenglas blickte zur Thür herein; er war ebenfalls Offizier, trug jedoch andere Aufschläge als der Major. Als er rasch umherblickte, blitzten seine Augen gleich feurigen Punkten in dem Kerzenschein; seine Lippen waren zusammengekniffen, als wollte er den Athem an sich halten. Der Major war mit dem Rücken gegen ihn, mit dem Gesichte gegen mich gekehrt. Im nächsten Augenblick riß der Andere plötzlich seinen Säbel aus der Scheide und mit den Worten: „Da nimm für das Portepée!" durchstieß er von rückwärts mit solcher Gewalt den Major, daß die Schwertspitze von Blut geröthet vorne an der Brust wieder zum Vorschein kam. Wenn ich mich an diese blutige, durchstoßende Degenspitze erinnere, überläuft es mich noch heute eiskalt.

Dann sah ich, wie der Andere seinen Säbel zurückrig, denselben an seinem hirschledernen Handschuh abwischte, den er eilig von sich warf und darauf durch die Hofthür entſprang.

Ich sah, wie der Gemordete der Thüre des Tanzsaales zutaumelte und dabei vorne die Hand auf die Wunde gepreßt hielt, während rückwärts das Blut wie aus einem Springbrunnen emporsprang; in der Thür fiel er lautlos, regungslos über die Schwelle hin.

Mehr sah ich dann nicht mehr. Ein Schwindel erfaßte mich, die Welt begann sich mit mir zu drehen, und ich verfiel in ein hitziges Fieber. Zwei Wochen lag ich schwerkrank zu Bette, ohne einen Augenblick bei Besinnung zu sein.

Als ich mich soweit erholt hatte, um zusammenhängend sprechen zu können, erzählte ich alles, was ich an jenem Abende gesehen.

Meine Pfleger schüttelten die Köpfe und flüsterten sich gegenseitig zu, daß ich noch immer phantasiere.

Ich vernahm das Geflüster und bekräftigte durch weitere Details die Wahrheit meiner Erzählung, worauf man voll Staunen sagte, daß es sehr merkwürdig wäre, wenn ich die Wahrheit sprechen sollte.

Später kamen fremde Herren zu mir, die sich gleichfalls die Sache erzählen ließen. Alle schienen auf's Höchste erstaunt zu sein und meinen Worten mehr Wichtigkeit beizulegen, als dies bei Kindern gewöhnlich der Fall zu sein pflegt.

Ich erzählte ihnen alles, wie es sich zugetragen, nur der Worte entsann ich mich nicht, welche der Mörder gesprochen, als er den Mayor niederstieß. Ich hatte das Wort noch niemals früher vernommen und vermochte mich desselben nicht zu erinnern.

Einmal sagte man mir nun, ich möge mich schön ankleiden und keine Furcht haben; nur klug und muthig solle ich sein. Ich müsse vor vielen großen Herren erscheinen, die mich über Manches befragen wollten.

Und ich mußte vor dem Kriegsgericht erscheinen.

Die Herren waren sehr freundlich, sprachen herzlich und ermuthigend mit mir, ließen mich nochmals den ganzen Hergang der Sache erzählen und fragten mich sodann, ob ich unter vielen Männern den einen erkennen könnte, der den Major erstochen hatte?

Ich erschrak vor der Frage. Einen Mörder erkennen, auf ihn deuten und sagen, er sei es gewesen, das konnte gefährlich werden. Ich zögerte und begann zu zittern, dann aber gewannen der Abscheu, die kindliche Rachsucht und der Haß gegen das Schlechte die Oberhand in mir und ich antwortete: „Ja!"

Jetzt führte man mir einen Mann vor; — es war der Premierlieutenant, der mit dem Major gefochten hatte. Ich sah, daß er keinen Degen hatte. Man fragte mich, ob es dieser gewesen?

Ich antwortete, daß es nicht dieser war. Dieser habe zwar mit ihm gefochten, ihm jedoch kein Leid zugefügt; dann habe er sich sogar mit ihm ausgesöhnt und sei fortgegangen.

Thränen brachen bei meinen Worten aus den Augen des Mannes; er kam hin zu mir, küßte mich und sagte, Gott möge mich segnen. Darauf schickte man ihn aus dem Saal.

Nun wurden etwa vierundzwanzig Offiziere hineingerufen und man fragte mich, ob sich der Mörder unter denselben befinde.

Die Gegenstände begannen vor meinen Augen zu tanzen, meine Kehle schnürte sich zusammen, die Zunge klebte mir am Gaumen, denn ich erkannte den Mörder unter den drei zuerst Eingetretenen, trotzdem er jetzt sogar das Augenglas abgelegt hatte, welches er sonst zu tragen pflegte. Dort stand er, blickte auf mich und ich vermochte seinen Blick nicht auszuhalten. Ich begann zu weinen und verlangte nach Hause gebracht zu werden, da ich mich vor dem Manne fürchte.

Welcher es sei, vor dem ich mich fürchte, wurde ich gefragt.

Schaudernd deutete ich auf ihn: „Dieser da!" Ich zitterte am ganzen Leibe.

Man sagte mir, ich solle ihn genau ansehen und dann antworten.

Ich blickte ihn an. Sein Gesicht war ruhig und verrieth keinerlei Aufregung. Heute finde ich seine damalige Antwort ganz natürlich; er sagte nämlich, meinen Worten sei keinerlei Bedeutung beizumessen, da ich noch ein Kind und in dem Alter sei, da die Zeugenschaft auf keinerlei Glauben Anspruch erheben könne und dies im vorliegenden Fall umsoweniger, als ich selbst zugebe, aus dem Schlafe erwacht zu sein. Im Halbschlafe habe ich nun gewiß die Gesichter verwechselt, habe ihn und den wirklichen Mörder gesehen, doch sei mein zartes Gehirn von dem schrecklichen Anblick so erschüttert worden, daß ich jetzt einen mit dem anderen verwechsele.

Damals aber erhöhte dieses Leugnen, dieses Wiedersprechen, dieses kecke in Abrede stellen alles dessen, was ich so klar und deutlich mit angesehen, nur deshalb, weil ich ein Kind bin, jenen nervösen Trotz in mir, welchen Kinder zu bethätigen pflegen, wenn sie von Erwachsenen geneckt werden, nur weil sie größer und stärker sind und nichts von ihnen zu fürchten haben.

Jetzt war's nicht mehr Furcht, sondern bitterer Haß, den ich gegen ihn empfand, der sich immer mehr steigerte, je weiter der Mensch sprach und als er am Schluß seiner Rede voll Zuversicht fragte: „welchen Grund hätte ich denn auch gehabt, den Major meuchlings zu ermorden?"—da fiel mir in der Nervenspannung, in welcher ich mich befand, plötzlich das Wort ein, welches er dem Major zugerufen.

„Sie sagten ihm: ‚Da nimm das für das Portepee!'" (Ich wußte gar nicht, was das Wort bedeutet.)

Der das Kriegsgericht präsidirende Oberst blickte mich staunend an, während der Angeklagte plötzlich erbleichte und seine kalkweiß gewordenen Lippen sich lautlos bewegten, als wollte er sagen: „Ich bin verloren!"

Die Männer dort um den Tisch herum standen auf; ein leises Geflüster erhob sich unter ihnen, der Oberst aber strich mir über den Kopf und sagte, man könne mich nach Hause führen. Er dankte dafür, daß ich hierhergekommen, und damit war ich entlassen.

Daheim erfuhr ich den ganzen Zusammenhang der Sache.

Der ermordete Major hieß Graf Montelli, der kleine Premierlieutenant, der sich mit ihm duellirt, war Wilhelm Garani und der Name des Mörders war Rudolph Terſzky.

Montelli war ein zum Scherzen geneigter Mann, der sich am liebsten mit den jüngeren Offizieren neckte, die ihrerseits wieder seine Scherze gutmüthig hinzunehmeu pflegten. Einmal waren sie in größerer Anzahl bei einer lebenslustigen Dame zu einer Unterhaltung geladen und hier machte sich Montelli den Scherz, daß er das Portepee von Terſzkys an der Wand lehnenden Säbel loskknüpfte und statt desſelben das gestickte Musterband der Hausfrau daran befestigte. Er that dies unter der lustigen Voraussetzung, daß, wenn Terszky den lustigen Streich entdecken werde, man sich darüber köstlich unterhalten werde. In der Eile, oder auch von seinen Bemühungen um die schöne Frau zu sehr in Anspruch genommen, bemerkte Terſzky nichts, sondern schnallte den Säbel mit dem Musterband am Griffe um, schritt damit durch die Straßen und gewahrte erst inmitten des großen Marktplatzes, welch' buntes Fähnchen er an Stelle seines Portepées hängen habe.

Der Soldat war bei dieser Entdeckung von grimmiger Wuth erfaßt; er stürmte zum Obersten, erzählte diesem außer sich, was ihm widerfahren sei und erklärte, daß, wenn sich Derjenige, der ihm diese Schmach angethan, nicht freiwillig melde, er alle Herren, die bei jener Unterhaltung zugegen gewesen, einzeln herausfordern, oder aber den Dienst quittiren werde.

Noch war er mit seiner Rede nicht zu Ende, als sich Montelli bei dem Obersten melden ließ.

Montelli hatte es sofort bemerkt, daß Terſzky fortgeeilt war, ohne den Scherz zu entdecken, und da ihn die Sache zu reuen begann, war er ihm unverzüglich gefolgt, konnte ihn aber erst in der Wohnung des Obersten erreichen.

Hier zögerte er denn auch keinen Augenblick, sich als den Urheber des Scherzes zu bekennen und sein aufrichtigstes Bedauern darüber auszudrücken, daß derselbe so ungeahnte und unerwünschte Dimensionen angenommen. Zugleich aber erklärte er, daß er von Herzen bereit sei, Terſzky seine Entschuldigungen darzubringen und ihn vor dem Obersten um Verzeihung zu bitten.

Nun war der Major ein wackerer, muthiger Mann, der es schon bei hundert Gelegenheiten bewiesen hatte, daß er das Herz auf dem rechten Fleck sitzen habe; es war also ohne Zweifel die größte Genugthuung, von einem solchen Manne um Verzeihung gebeten zu werden.

Terſzky hatte umsomehr Anlaß, sich hiermit zu begnügen, als der Scherz bis zur Stunde außer ihnen dreien noch Niemandem bekannt war, während wenn es zum Duell käme, die ganze Stadt von der Sache hätte Kenntniß erhalten müssen. Man reichte sich also beim Obersten die Hände, und in der That sprach kein Mensch in der Stadt über den ganzen Vorfall, da derselbe unter den drei Männern geordnet worden, deren jeder das Geheimniß getreu bewahrte.

Insgeheim aber hatte Terſzky dem Grafen den Scherz niemals vergeben und in seinem Herzen stets Rache gegen denſelben gebrütet. Es hieß, er sei ein äußerst boshafter Mensch, der seinen Zorn Jahre hindurch zu bewahren vermochte, wenn es sich auch nur um die leiseste Beleidigung handelte, und so lauerte er auch blos auf eine günstige Gelegenheit.

Als an jenem Abende die Sekundanten nach dem so rasch und glücklich verlaufenen Duell sich in den Tanzsaal begaben und Diesem und Jenem erzählten, wie schnell und ohne Folgen der ganze Streit beigelegt worden sei, war Terſzky spornstreichs in das Spielzimmer geeilt, und als er sah, daß Lieutenant Garani das Zimmer verlasse und Montelli ganz allein in demselben zurückbleibe, erwachte seine ganze wilde Leidenschaft und er stach den Mann nieder, den er niemals zu hassen aufgehört hatte.

Montelli lag bereits in den letzten Zügen, als die Gäste herbeistürzten. Er konnte mit keiner Silbe seinen Mörder nennen, doch ward — was natürlich genug war — Garani von Jedermann für den Mörder gehalten. Er hatte sich ja fünf Minuten früher mit dem Major duellirt; dieser hatte ihn entwaffnet und ihn bewiesen, daß er ohnmächtig gegen ihn sei; der Verdacht konnte sich also gegen Niemand anders lenken.

Garani wurde sofort verhaftet und da alle Anzeichen gegen ihn sprachen, wurde er trotz seines verzweifelten Leugnens des Meuchelmordes angeklagt.

Das unbekannte Wort „Portepée", welches mir in jenem Augenblick zufällig einfiel, rettete ihn und überführte Terſzky des Mordes, da die Geschichte mit der Säbeltroddel Niemandem bekannt sein konnte, außer diesen drei Männern, deren einer der Präsident selbst war — am allerwenigsten aber ein siebenjähriges Kind, das nicht einmal die Bedeutung dieses Wortes wußte!

Die Untersuchung, die unverzüglich gegen Terſzky eingeleitet wurde, förderte noch mehr Schuldbeweise an's Tageslicht. Er war also gezwungen, seine Schuld einzugestehen und demzufolge wurde er zu zwanzigjähriger Gefängnißhaft verurtheilt.

Wenn ich mir überlegte, daß ich es verschuldete, daß man einem Menschen zwanzig Jahre seines Lebens raubte, daß ein Mensch zwanzig Jahre hindurch ohne Freude und Genüsse, ohne Freunde und Freiheit eingesperrt und in Ketten dahinvegetiren müsse, ward meine Seele von Schrecken und Entsetzen erfaßt; dann aber tröstete ich mich mit dem Bewußtsein, daß wenn ich nicht gesprochen hätte, jener andere, der Unschuldige zu der furchtbaren Strafe verurtheilt worden wäre.

Als ich eines Tages aus der Schule heimkehrte, begegnete ich einem Sträfling, der in der gewöhnlichen Sträflingstracht und mit schweren Ketten an Händen und Füßen mir entgegen kam. Ein Soldat mit aufgepflanztem Bayonnet war ihm als Begleiter beigegeben.

Der Sträfling schrie mich an:

„Deinethalben, miserable Kröte Du, muß ich jetzt zwanzig Jahre lang Eisen tragen. Doch warte nur, sobald ich frei bin, werde ich Dich schon zu finden wissen!"

Der Wächter ließ ihn nicht weiter sprechen. Ich aber rannte zitternd nach Hause und so oft ich von Stunde an jenes traurige Kettengerassel von Weiten vernahm, begann ich an allen Gliedern zu zittern und wagte mich nicht auf die Straße hinaus.

Gleich einem Alpdruck lasteten die Worte auf mir: „Nach zwanzig Jahren!"

Wenn dieser Mensch nach zwanzig Jahren aus seiner Haft entlassen wird, so wird er mich ermorden, er wird mich so grausam ermörden, wie er den armen Major ermordete, daß ihm das Blut an der Brust und am Rücken hervorquoll. Zwanzig Jahre hindurch vermochte ich mich von diesem Gedanken nicht zu befreien.

Fortwährend quälte ich mich damit, daß ich mich vertheidigen und nicht feige werde niedermachen lassen. Ich trug alle möglichen und unmöglichen Werkzeuge zusammen, die ich als Waffen meinte verwenden zu können; ich schlug lange spitzige Nägel durch starke Prügel; versteckte mächtige Zirkelarme in meinem Bette und wenn man meine Waffen fand, konnte man sich nicht erklären, welchen Zweck ich mit denselben verband. Wir besaßen eine ganze Sammlung alter Waffen, schwere Säbel, schlachtenerprobte Schwerter, und wenn mich Niemand sah, zog ich dieselben aus den Scheiden und versuchte, sie zu schwingen. Natürlich war ich noch zu schwach dazu, und ich beschloß, mich vorerst zu stärken. Doch wie dies anfangen? Ich erinnerte mich, von einem Helden gelesen zu haben, der seine Muskeln durch Uebung stärkte. Ich begann also damit, daß ich schwere Steine schleppte. Ich war bereits ein erwachsener Bursche, als mich noch immer der Gedanke plagte, daß ich stark sein müßte, und mein Ehrgeiz bestand darin, daß Niemand meinen Arm einzubiegen vermochte. Sobald ich eines alten, verrosteten Schwertes habhaft werden konnte, begann ich fechten zu lernen und zerhieb meine Haut kreuz und quer, nur um gut fechten zu können, sobald die zwanzig Jahre um sein würden.

Als die zwanzig Jahre indessen vorüber waren, da bildete es meine geringste Sorge, von welcher Seite her man mich überfallen und ermorden wollte. Ich hatte Zeiten durchlebt, die dem Menschen jegliche Furcht vor dem Tode benehmen und war nun durchaus nicht mehr stolz darauf, daß ich fechten und kämpfen könne; — das Ganze war ja nur eine Dummheit.

Es ist indessen noch nicht lange her, als an einem Nachmittage ein alter, zusammengeschrumpfter Mann in mein Arbeitszimmer trat. Sein Kopf war beinahe ganz kahl und das wenige Haar, welches er noch hatte, bereits ergraut, die Gestalt völlig vornübergebeugt. Er bat um Entschuldigung dafür, daß er noch störe, doch habe er gehört, daß ich mit vielen Leuten bekannt sei, die einen Abschreiber, Zeitungsträger und dergleichen benöthigen, und bitte er mich, ihn Jemandem zu empfehlen. Er begnüge sich mit sehr Wenigem und werde sich sehr gehorsam erweisen, da er eines Jugendvergehens halber zwanzig Jahre in schwerer Gefangenschaft verbracht habe. Und die Kerkerhaft ist eine schwere Schule.

Ich fragte ihn nach seinem Namen.

„Ich heiße Rudolf Terſzky."

Er war so sanft, so ergeben geworden.

Auf der Eisenbahn.

Von Karl Krüger.

Hollah, Selden, Sie auch hier auf dem Bahnhof?"

„Ah, lieber Meyer, Sie sind's? Nun ja, ich fahre mal so ein bischen zur Regatta."

„Gleichfalls meine Absicht. Meine Familie ist drinnen im Wartesaal. Wenn Sie auch dritter Klasse fahren, können wir unterwegs eins zusammen plaudern."

„Thut mir leid, lieber Meyer, ich fahre zweiter Klasse."

„Ja, Sie können das, Sie sind Wittwer, unsereiner ist höchstens vier glückliche Wochen im Jahr Strohwittwer. Und ich habe drei Töchter, Sie nur einen Sohn."

„Hum — beneiden Sie mich nicht drum!"

„Ist Ihr Herr Sohn auch mit?"

„Was denken Sie! Ich bekomme den jungen Herrn kaum eine Stunde täglich zu sehen. Das amüsirt sich."

Meyer lachte. „Was wollen Sie, lieber Selden? Jugend will austoben—wir haben's ja früher auch nicht besser gemacht." Und er stieß Selden schlau lächelnd an. Dieser aber zog die Stirne kraus. „Ich muß bitten, Herr Meyer, aber was mich angeht, so sind Sie im Irrthum — ich bin auch in meiner Jugend sehr solide gewesen."

„I, was Sie sagen!"

„Deßhalb bin ich auch wohl berechtigt, es auszusprechen, daß ich Adolfs Benehmen höchst tadelnswerth finde.... er geht mit Damen spazieren...."

„Nun, das ist in dem großen Berlin doch kein Wunder."

„Aber es ist unmoralisch, Herr Meyer — ich habe es ihm auch schon öfter ernstlich untersagt, aber es ist Alles in den Wind geredet .... Neulich sagte er gar, ich würde anders reden, wenn ich seine Hulda—oder Clara, was weiß ich, wie sie heißt—kennte. Sie liebe ihn so.... und dann hatte er gar die Unverschämtheit, zu behaupten, ich würde es unter Umständen nicht besser machen."

„Das kann wohl sein."

Pfui — das sind ja nette Grundsätze für einen aerheiratheten Mann!"

„Na, meine Alte hört es ja nicht. Doch da läutet's! Adieu, Adieu, Selden!"

Meyer lief, um die Billets zu besorgen. Beim Billetschalter angekommen, stieß er einen Ruf der Ueberraschung aus und faßte einen jungen Mann, der neben einer hübschen niedlichen Blondine ging, am Aermel.

„Herrjeh, Herr Adolf—wo wollen Sie hin?"

„Herr Meyer!—Nun, zur Regatta."

Meyer schmunzelte und deutete mit dem Daumen rückwärts.

„Ihr Vater ist ja auch hier!"

„Mein Papa? Ach wie fatal...."

„Glaub' ich gerne," meinte Meyer, indem er sich an den Schalter drängte.

„Was machen wir nun, Pauline?" fragte Selden junior. „Die Billets sind gekauft...."

Die hübsche Blondine hob ihre Schultern. „Was schadet's, wenn uns Dein Vater sieht?"

„Nun, man vermeidet's doch gerne," meinte er verlegen. „Weißt Du was, Paulinchen? Du steigst in ein anderes Coupe, und an der Station treffen wir uns wieder."

„Böser Junge — wenn ich Dich nicht so liebte!"

Damit eilte sie über den Perron und stieg in einen Durchgangswaggon der zweiten Klasse.

In der Abtheilung, in welcher Pauline Platz nahm, befand sich nur ein älterer, noch wohl conservirter Herr — Selden senior in eigener Person.

Pauline kannte ihn freilich nicht, und auch er hatte keine Ahnung davon, wer die schöne Blondine sei, die so lieblich nach Maiglöckchen duftete. Der Zug setzte sich in Bewegung.

Pauline nahm Platz, warf einen raschen Blick auf ihren Nachbar und beschäftigte sich damit, die Falten ihres Kleides zu ordnen.

Selden hatte sie fast unausgesetzt beobachtet; ihr frisches munteres Wesen, die Grazie ihrer Bewegungen zwangen ihn dazu.

Plötzlich blickte sie ihn an. „Ach, mein Herr," bat sie mit kirschrothen Lippen, „wollen Sie die Güte haben und Ihr Fenster schließen!"

Er sprang auf und kam ihrem Wunsche nach.

„Ich danke Ihnen!" sprach Pauline und neigte anmuthig ihr Haupt.

Selden nahm wieder Platz. Seine Augen hingen an ihrem rosigen Antlitz, an dem dicken blonden Haarknoten, an den dunkelblauen Augen, dem schwellenden rothen Mündchen.... Seltsame Gefühle bemächtigten sich seiner.

Ja, ja, im Comptoir, hinter den dicken Büchern sitzend, kann man leicht den Stab brechen über diese eitlen Weltgeschöpfe; wenn sie Einem aber vor Augen treten, indeß die Lüfte sommerlich wehen, sie selber die Personification des Frühlings, urtheilt man unwillkürlich milder; da regt sich das fünfzigjährige Herz wieder.

Der Zug fuhr langsamer.

„Sind wir da?" fragte Pauline.

Selden stand auf.

„Nein, mein Fräulein—erst nach zwanzig Minuten."

Das Gespräch war in Gang gekommen. Man sprach von allem Möglichen. Die schöne Blondine plauderte allerliebst. Wenn der trockene Geschäftsmann nichts mehr zu sagen wußte, fand Pauline immer neue Anknüpfungen. Dabei bemühte sie sich, bald ihre schönen Augen, bald ihre weißen Zähne, bald ihren ebenmäßig geformten Arm zu zeigen, und fand in Selden einen bewundernden Zuschauer.

Die Wahrnehmung, der Gegenstand der Aufmerksamkeiten einer so hübschen jungen Dame zu sein, schmeichelte seiner Eitelkeit außerordentlich.

Die Minuten verflogen, und Selden erschrak, als der Zug an der vorletzten Station angelangt war. „Noch fünf Minuten!" rief er.

„Wirklich? Wie die Zeit vergeht!"

„Bsuchen Sie....die Regatta...ganz allein?"

Pauline ward verlegen. „Ja.... nein, eigentlich nicht....ich werde.... ein Cousin erwartet mich auf dem Bahnhof."

„Ein Cousin? Ach wie schade!"

„Warum?"

„Ich würde mir sonst erlaubt haben, mich Ihnen zur Verfügung zu stellen... Wenn Sie ein Billet zu einem guten Platz wünschen...."

„Ach nein — was würde mein Cousin sagen? Nein, nein, es geht nicht .... wir müssen uns trennen.... wenn er uns zusammensähe, was würde er denken?"

„So werde ich zur anderen Thür aussteigen," rief Selden rasch.

„Wie gut Sie sind!" Pauline legte dabei ihre Hand wie unwillkürlich auf seinen Arm.

Das entzückte ihn. „So sehen wir uns nie wieder?"

Sie schlug die Blicke nieder. „Was könnte Ihnen daran gelegen sein?"

„Mein Fräulein...." sprach er schneller athmend, „ich werde die heutige Begegnung nie vergessen."

„Ich glaube, daß Sie mich morgen schon vergessen haben werden."

Der Zug hielt. Die Menge stürzte auf den Perron. Selden ergriff die Hand der schönen Blondine.

„Mein Fräulein — wollen Sie nicht morgen Nachmittag um 4 Uhr Unter den Linden, vielleicht gegenüber dem Café Bauer, ein wenig spazieren gehen?"

Sie stand hastig auf. „Wir sind angekommen."

„Sie entgehen mir nicht — antworten Sie mir, ich bitte!"

Sie sah ihn an — ihre Augen winkten Gewährung.

Er drückte einen Kuß auf ihre Rechte, indeß sie auf die Platform trat, und verschwand dann in der Nebenabtheilung. Hier stand er still.

„Ich muß mir doch den Cousin betrachten," dachte er und lugte vorsichtig hinaus.

Eben war Pauline ausgestiegen. Ein eleganter junger Mann eilte herbei.

„Botzsapperment — das ist ja mein Adolf! Schau, schau, das ist also der Cousin!"

Er blickte dem sich entfernenden Pärchen nach. „Wer hätte das gedacht — wer sollte es glauben! Selden, Selden!" fuhr er fort, sich über die hohe Stirn streichend. „Bist Du nun besser als Adolf, Du mit Deinen fünfzig Jahren?"

* * *

Am nächsten Nachmittag erwartete die schöne Pauline ihre neue Bekanntschaft vergeblich, obgleich sie bis fünf Uhr promenirte.

—Mahnung. Bleib', ehemann, in der Schänke hier, — Das Weib zankt um zehn genau wie um vier.